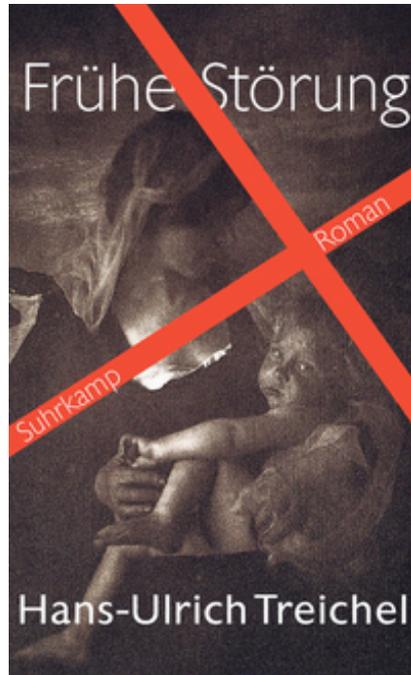


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Treichel, Hans-Ulrich  
**Frühe Störung**

Roman

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42422-3

SV



Hans-Ulrich Treichel  
Frühe Störung

*Roman*

Suhrkamp

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42422-3

## Frühe Störung



Ich hatte mich auf die Couch gelegt und über meine Mutter geredet. Über dieses unablässige Mutter Mutter Mutter in meinem Gehirn. Ich hatte über meine Mutter geredet, und der Psychoanalytiker hatte sich alles angehört. Irgendwann habe ich ihn gefragt, ob ihm das nicht auf die Nerven gehe und ob er mich nicht eines Tages aus seiner Praxis schmeißen werde, weil er mein ständiges Muttergerede nicht mehr aushält. Worauf er nur sagte, ich solle mir keine Sorgen machen, er habe noch nie einen Patienten rausgeschmissen, ganz egal, worüber der geredet habe, so dass ich vorübergehend beruhigt war, bis ich ihm eines Tages sagte, dass der Psychoanalytiker Lacan seine Patienten ja auch rausgeschmissen habe, was er mit einem Lachen quittierte, um mir dann erneut zu versichern, dass es bei ihm so etwas nicht gebe. Und dass er annehme, dass Lacan keine Kassenzulassung gehabt habe. Kassenpatienten schmeiße man nicht raus. Kassenpatienten nehme man allenfalls gar nicht erst an. Zum Glück hatte mich der Analytiker angenommen, schließlich wurde auch meine Analyse von der Kasse bezahlt. Wobei der Psychoanalytiker mehrmals einen Antrag auf Verlängerung der Analyse stellte, dem auch immer stattgegeben wurde. Anstandslos, wie man so sagt. Was mich einerseits gefreut, andererseits aber auch irritiert, wenn nicht gar beängstigt hat. Offenbar stand es schlimm um mich, wenn die ansonsten als knauserig bekannte Kasse, die sich mit den Patienten wegen Einlegesohlen oder Rheumasalben herumstreiten konnte, mir eine Psychoanalyse finanzierte. Der Psychoanalytiker meinte aber, dass die anstandslose Bewilligung von Seiten der Krankenkasse kein In-

diz dafür sei, dass es schlimm um mich stehe. Im Gegenteil. Die Bewilligung sei eher ein Indiz dafür, dass es gut um mich stehe. Und gut heiÙe vor allem, dass ich eine gute Prognose hätte. Die wirklich schlimmen Fälle seien die mit der schlechten Prognose, und deren Therapie würde eher nicht von der Kasse bezahlt. Er habe beispielsweise einmal einen schwer kranken Patienten gehabt, den er wegen seiner Angstzustände behandeln wollte, worauf die Krankenkasse die Übernahme der Behandlung wegen der schlechten Prognose des Patienten abgelehnt und die Angstzustände des Patienten zudem als durchaus normale, geradezu gesunde Reaktion bewertet habe, die zwar bedauerlich, aber nicht behandlungsbedürftig sei. Einerseits freute mich die Auskunft des Psychoanalytikers über meinen eigenen Gesundheitszustand, andererseits enttäuschte sie mich. Wenn ich kein schwerer Fall war, dann war ich offenbar ein leichter Fall. Ich wollte aber lieber ein schwerer als ein leichter Fall sein, und das sagte ich dem Analytiker auch, worauf er nur erwiderte, dass ich weder leicht noch schwer, sondern genau richtig sei. »Sie sind genau richtig«, sagte er, dies aber in einem Ton, der deutlich machte, dass er das Thema nicht weiter vertiefen wollte.

Ich fügte mich und nahm mir vor, mit dem Analytiker keine Diskussionen mehr darüber zu führen, ob ich zu Recht oder zu Unrecht auf seiner Couch lag und ob die Kasse zu Recht oder zu Unrecht dafür bezahlte. Das zu beurteilen war ja schließlich auch nicht meine Sache, das wäre ja noch schöner, dass der Patient sich selbst beurteilt. Offenbar stand es mir zu, dass ich mich hier jahrelang auf die Couch legte und über meine Mutter redete. Das war anstrengend genug, auch für mich, da musste ich nicht auch noch Schuldgefühle haben, weil ich die Zeit des Analytikers in Anspruch nahm, der sich darüber ja auch gar nicht beschwerte und überhaupt

ein sehr zurückhaltender und eher unauffälliger Mensch war. Ein schlanker, nicht sehr groß gewachsener älterer Mann mit Brille, grauen Schläfen und schütterem Haar, der genauso gut Oberstudienrat oder Ministerialbeamter oder auch Professor für Verwaltungswissenschaften hätte sein können. An der Verwaltungshochschule Speyer beispielsweise. Dort hat auch der berühmte Soziologe Luhmann eine Zeitlang gearbeitet, mit dem mein Analytiker eine große Ähnlichkeit besaß. Natürlich nur, was das Äußere anging. Über das Innere Luhmanns wusste ich ebenso wenig wie über das Innere des Analytikers. Ich hätte natürlich die Bücher Luhmanns lesen können. Ich habe sie sogar gelesen. Einige davon. Einige wenige. Und diese auch nicht ganz. Ich habe mich dabei wie bei so vielen anderen Lektüren nicht konzentrieren können. Wenn ich lese, kann ich mich sehr oft nicht konzentrieren. Ich lese dann unkonzentriert und habe nichts davon. Insofern hatte ich auch nicht sehr viel von meiner Luhmann-Lektüre. Allerdings habe ich einmal einen Vortrag Luhmanns gehört, und deshalb wusste ich auch, wie sehr mein Psychoanalytiker ihm ähnelte – rein äußerlich gesehen. Das war in Pisa an der Scuola Normale Superiore, wo ein hochbegabter Bekannter von mir studierte. Ein Hochbegabter unter lauter Hochbegabten. Denn die Scuola Normale Superiore war eben keine normale höhere Schule, wie der Name vielleicht nahelegen könnte, sondern eine Eliteuniversität, zu der nur die besten Studenten Zugang hatten.

An dieser Universität hatte der bekanntermaßen ebenfalls hochbegabte Luhmann einen Vortrag gehalten, den ich zusammen mit einem Bekannten besucht habe. Wobei ich mich an den Vortrag nur noch insofern erinnere, als es ein hochtheoretischer Vortrag war, der sehr viele Luhmann-Kenntnisse voraussetzte. Mehr als an den Vortrag erinnere ich mich aber

daran, wie Luhmann ausgesehen hat: unscheinbar, aber scharfsinnig. Mit grauem Anzug und Krawatte und ganz genau so, wie man sich einen Professor der Verwaltungshochschule Speyer eben vorstellt, auch wenn Luhmann damals gar nicht mehr in Speyer, sondern in Bielefeld lehrte. Ganz wie Luhmann war auch mein Analytiker immer mit grauem Anzug und Krawatte bekleidet. Zumindest in der ersten Zeit. Während der sogenannten hochfrequenten Behandlungsphase, in der ich erst vier- und dann dreimal pro Woche zur Analyse ging. Später konnte es durchaus vorkommen, dass er statt des Jacketts eine Strickjacke trug. Aber weiterhin Krawatte. Oder statt der schwarzen Lederschuhe weiße Sandalen mit orthopädischem Fußbett. Weiße Sandalen zum grauen Anzug. Offenbar machte es sich der Analytiker dann bequem, was mich nicht besonders störte. Im Gegenteil: Ich betrachtete es als Vertrauensbeweis. Allenfalls der Gedanke, dass es sich der Analytiker nur deshalb bequem machte, weil ich womöglich ein leichter Fall war, beunruhigte mich. Ein Fall zum Ausruhen. Ein Fall für die Strickjacke.

Ich wollte zwar kein leichter Fall sein, aber zu krank wollte ich mich auch nicht präsentieren. Beziehungsweise zu gekränkt. Was ja in vielen Fällen und besonders bei Menschen, die einen Psychoanalytiker aufsuchen, auf das Gleiche hinausläuft. Und ich wollte nicht zu aggressiv gegen den Analytiker sein. Ich mäkelte schon genug an ihm herum. Innerlich. Obwohl ich ihn zugleich bewunderte. Für seinen Scharfsinn. Und die Tatsache, dass er Psychoanalytiker war. Und nicht nur das. Er war auch Facharzt für Neurologie und Psychiatrie. Ich bewunderte ihn, ich mäkelte an ihm herum, ich hatte Schuldgefühle, weil ich an ihm herummäkelte. Kurzum: Ich beschäftigte mich viel zu viel mit dem Mann, was nicht gesund sein konnte und was ich ihm irgendwann auch sagte,

dass ich nun sowohl zwanghaft an meine Mutter als auch zwanghaft an ihn denken müsse. Wobei Ersteres für mich sozusagen zur Natur der Sache gehörte, Letzteres aber doch wohl eher umgekehrt sei und er sich mit mir, ich mich aber nicht mit ihm beschäftigen sollte. Ich beschäftigte mich ja auch nicht dauernd mit meinem Zahnarzt, nur weil der sich mit mir beschäftigte, und das nicht wenig, wenn ich bedenke, wie oft ich zum Zahnarzt gehe, allein schon wegen der Zahnfleischentzündungen, mit denen ich dauernd zu kämpfen habe, aber auch wegen der Zahnprophylaxe.

Der Analytiker hörte sich das alles mit größter Ruhe an, ohne auch nur mit einem Wort zu reagieren, so dass ich ihn auch in den nächsten Sitzungen darauf ansprach, bis er mich schließlich zu beruhigen versuchte mit Sätzen wie »Das ist ganz normal« oder »Das gehört zu jeder Analyse dazu« oder auch »Das kann sogar hilfreich sein«. Es war aber nicht hilfreich, dieses dauernde Denken an den Analytiker, sowohl vor und auch nach den Sitzungen. Zumal ich ja gar nicht wusste, was ich über ihn denken sollte. Schließlich wusste ich so gut wie nichts über ihn. Ich hatte keinerlei Informationen über den Mann, hatte auch noch nie einen seiner Patienten getroffen. Man betrat die Praxis durch den Vordereingang und verließ sie durch den Hintereingang, so dass sich die Patienten nicht begegneten. Zum Glück. Ich hätte auch kein Interesse daran gehabt, anderen Patienten zu begegnen. Ich hätte mir am liebsten eingebildet, dass ich hier der einzige Patient war. Einerseits. Andererseits hätte ich einem Psychoanalytiker wohl schwerlich vertrauen können, der nur einen einzigen Patienten hat. Und darum ging ich auch davon aus, dass der Mann Dutzende, wenn nicht Hunderte Patienten hatte, wenn man alle diejenigen dazurechnete, die ihn nicht als Psychoanalytiker, sondern als Facharzt für Nerven- und Gemüts-

krankheiten aufsuchten, der er ja auch war, auch wenn er sich auf seinem Praxisschild als Facharzt für Neurologie und Psychiatrie auswies. Aber ich hatte in dem kleinen Raum, in dem ich auf den Beginn der Sitzung wartete, eines der Bücher geöffnet, die auf einer Ablage lagen und anscheinend den wartenden Patienten zur Verfügung standen. Es handelte sich um ein Buch über Indien. Kein Reiseführer, sondern ein kultur- und landesgeschichtliches Buch mit dem Titel *Das alte Indien. Seine Geschichte und seine Kultur* von einem Autor namens Damodar Dharmananda Kosambi, und darin steckte ein vergilbtes und fleckiges Blankorezept, das offenbar als Le-sezeichen gedient hatte und auf dem unter dem Namen des Analytikers der Zusatz »Facharzt für Nerven- und Gemütskrankheiten« stand. Was ja auch viel schöner klang. Nach Jahrhundertwende klang das. Nach Wien und der Berggasse. Nach alten Möbeln und Orientteppichen. Irgendwie gemütlich. Ich wäre auch gern gemütskrank gewesen. Dann hätte ich es mir in meinem Denkwang gemütlich eingerichtet. Mutti und ich. In meinem Gehirn. Gemütlich zusammen auf meinem Gehirnsofa sitzend.

Aber mein Denkwang war nicht gemütlich. Es gab auch keine Mutti in meinem Gehirn. Obwohl ich als Kind zu meiner Mutter Mutti gesagt habe. Aber ich habe es nicht gern gesagt. Ich habe es peinlich gefunden. Vielleicht nicht am Anfang, aber später schon. Nicht mit drei Jahren, aber mit sechs Jahren schon. Und mit acht oder zehn erst recht. Ich habe zwar auch weiterhin Mutti gesagt, aber ich habe nicht Mutti geglaubt. Mein Mutti war die pure Heuchelei. Eine jahrelange Mutti-Heuchelei. Allerdings hätte ich zu meiner Mutter schlecht Mutter sagen können. Zumindest nicht als Kind. Als Jugendlicher habe ich es dann versucht, aber das alte Mutti rutschte mir immer wieder durch. Mutter sagten vornehme

Menschen in entsprechenden Romanen oder Fernsehspielen zu ihren Müttern. Der Fabrikantensohn sagte zur Fabrikantengattin Mutter. Der Ministersohn sagte zur Ministergattin Mutter. Das war nicht mein Milieu. Obwohl mein Vater Kaufmann war. Modeschmuck en gros. Aber mein Milieu war trotzdem Muttimilieu. Sogar mein Vater sagte manchmal Mutti zu seiner Frau. Als wäre er ich. Also sagte ich auch Mutti. Bis in mein Erwachsenenleben hinein. Aber ich dachte nicht Mutti. Mein Gehirn dachte nicht Mutti, sondern Mutter. Mutter Mutter Mutter dachte es und denkt es noch immer.

Ich hätte das leere Rezept gern an mich genommen. Nicht um damit etwa eine Rezeptfälschung zu begehen. Dafür war es zu vergilbt. Und wahrscheinlich war der Facharzt für Nerven- und Gemütskrankheiten inzwischen auch gar keine zugelassene Facharztbezeichnung mehr. Und was für ein Medikament hätte ich mir mit einem falschen Rezept verschaffen sollen? Beruhigungsmittel? Aufputzmittel? Schmerztabletten? Opiate? Gegen Mutti gab es keine Medizin. Gegen Mutter erst recht nicht. Da half nur die Psychoanalyse. Wenn überhaupt. Ich habe das Rezept dann doch an mich genommen. Aber erst nach mehreren Wochen und als ich sicher war, dass das Indienbuch außer mir niemanden interessierte. Mich interessierte es jedoch umso mehr. Nach Indien wollte ich schon immer einmal reisen, aber ich fürchtete mich zugleich davor. Vor allem wegen der Armut. Ich stellte mir vor, dass sich schon beim Aussteigen aus dem Flugzeug und bevor ich den ersten Fuß auf indischen Boden setzte hungrige Kinder an meine Hosenbeine klammerten und um Essen bettelten. Hungrige Kinder mit eitrigen Augen, die man mit ein paar antibiotischen Augentropfen vor der drohenden Erblindung hätte retten können. Aber niemand rettete sie. So stellte ich mir das vor. Davon stand allerdings nichts in dem Buch. Zumindest

nicht auf den Seiten, die ich bisher gelesen hatte. Die handelten von der Geschichte. Von der Vor- und Frühgeschichte Indiens, über die ich mich gern belehren ließ. Auch wenn diese Frühgeschichte sehr früh begann, zwischen hunderttausend und fünfzigtausend vor Christus beziehungsweise unserer Zeitrechnung, was Kosambi die Gelegenheit gab, nicht nur über die Geschichte und Kultur des alten Indiens, sondern auch über die Natur und speziell über Steine zu schreiben, die man beispielsweise in einem Fluss in der Gegend um Pune gefunden hatte, sogenannte Mikrolithen, die anscheinend als Werkzeuge benutzt worden waren. Den geologischen Aspekt der indischen Geschichte hatte ich bisher noch gar nicht bedacht, obwohl Steine mich interessierten. Sehr sogar. Insofern war es wirklich sehr schön, etwas über die Vor- und Frühgeschichte Indiens im Vorzimmer des Psychoanalytikers zu lesen. Wegen der Steine, aber auch wegen des Vorzimmers. Ich fühlte mich geborgen in diesem Vorzimmer. Ich war nicht mehr zu Hause und noch nicht beim Psychoanalytiker. Ich war auf der Schwelle. Ich machte es mir auf der Schwelle gemütlich und las in dem Indienbuch.

Eigentlich war solch eine Reise nach Indien ja gar kein Problem. Im Prinzip konnte jeder, der ein bisschen Geld übrig hatte, sofort und auf der Stelle nach Indien reisen. Nur ein Visum musste er beantragen, das man in der Indischen Botschaft im Bezirk Tiergarten bekam, in einem aus rotem Sandstein gebauten Haus, wobei der Stein eigens aus Rajasthan importiert worden war. In diesem Haus, in dessen Vorgarten zudem ein kleiner künstlicher Bachlauf angelegt worden war, habe ich denn auch sehr viel später, bevor ich eines Tages wirklich nach Indien gereist bin, mein Visum erst beantragt und dann auch abgeholt, was im Übrigen völlig unproblematisch war, wenn man einmal von der unfreundlichen und ge-

radezu kalten Behandlung durch die Konsularbeamten absah, die so gar nicht zu dem warmen Sandstein des Gebäudes passte. Genauso wenig wie zu dem ebenfalls freundlichen Elefantengott Ganesha, der im Foyer aufgestellt worden war.

Damals wusste ich noch nicht, dass dieser Gott nur dann als freundlich und glückbringend gilt, wenn sein Rüssel nach links zeigt. Zeigt er dagegen nach rechts, wäre es besser, Ganesha gar nicht erst zu begegnen, so viel Unglück stehe einem dann ins Haus. Ich erinnere mich nicht daran, in welche Richtung der Rüssel in der Indischen Botschaft zeigte, gehe aber davon aus, dass er nach links zeigte. Sonst würde sich ja niemand mehr in die Botschaft hineinwagen. Zumindest niemand, der an die indischen Götter glaubt. Auch bei allen weiteren Ganesha-Bildern oder Ganesha-Figuren, zumal bei denen, die es in Souvenirgeschäften zu kaufen gab, war es so. Ich habe mir allerdings keine Ganesha-Figur gekauft. Weder eine mit nach links und schon gar keine mit nach rechts zeigendem Rüssel. Ich habe mir in Indien gar keine Figuren gekauft. Wie ich auch generell auf Reisen keine Figuren zu kaufen pflege. Im Unterschied zu meinem Psychoanalytiker und zu Psychoanalytikern überhaupt bin ich kein Mensch, der Figuren und Figurinen und dergleichen sammelt. Wahrscheinlich hängt es mit Sigmund Freud zusammen, dessen Wiener Arbeitszimmer voller Figuren war, dass auch alle späteren Psychoanalytiker solche Figuren sammeln, um sie dann in ihrem Arbeits- beziehungsweise Behandlungszimmer aufzustellen. Unter Freuds Figuren war auch ein Kamel, das einen prächtig geschmückten und mit Perlen bestickten Sattel trug. Das Kamel hatte ich auf einem Foto gesehen, das 1937 in der Berggasse 19 aufgenommen worden war. Es stand nicht auf dem Schreibtisch Freuds, sondern auf einer gläsernen Vitrine, die ebenfalls voller Figuren war, darunter hellenistische und römische Statuet-

ten, aber auch eine Figur, die an diese Muttergöttinnen aus der Stein- oder auch Bronzezeit erinnerte. Das Kamel wiederum stand zusammen mit einer Schale und einer Sphinx auf der Vitrine. Wobei die Schale mehr als nur eine einfache Schale war, sie hatte vier Füße, zwei Henkel beziehungsweise Griffe und einen hochgewölbten, schalenartigen Deckel, war prächtig bemalt und stammte möglicherweise aus China. Ich kenne mich mit Schalen nicht aus, habe auch nie etwas über Freuds Sammlung oder gar die Schale gelesen, obwohl es ja Aufsätze und Artikel noch und noch gibt, die sich mit Freuds Sammlung beschäftigen. Die einzige Schale, die ich kenne, ist die sehr schöne, sehr glatte und sehr große Granitschale vor dem Alten Museum im Berliner Lustgarten, die ja auch nicht zu übersehen ist und einen Umfang von mehr als zwanzig Metern haben soll. Wobei mir aber bisher niemand erklären konnte, was diese Schale, außer dass sie sehr schön, sehr glatt, sehr groß und aus Granit ist, überhaupt für einen Sinn hat. Dass Freud eine Sphinx auf seiner Vitrine stehen hatte, überrascht natürlich nicht und hat sehr wohl einen Sinn, denn von der menschenverschlingenden Sphinx ist der Weg ja nicht sehr weit zu Ödipus. Wobei die menschenverschlingende Sphinx in Freuds Arbeitszimmer eben keine Menschenverschlingerin mehr ist, sondern domestiziert, auf Statuettengröße geschrumpft. Ein Staubfänger, hätte meine Mutter gesagt.

Auf dem Foto sitzt Freud seitlich vor der Vitrine und blickt nicht auf die Sphinx, das Kamel und die Schale, sondern auf seinen Hund, einen pelzigen und rundlichen Chow-Chow, der wiederum in die Kamera blickt. Freud besaß mehrere Chow-Chows, insgesamt drei, Lün, Jofie und Lün Yu, wobei die Hündin Jofie auch bei den Analysesitzungen anwesend gewesen sein und gelegentlich auch versucht haben soll, den einen

oder anderen Patienten zu verbellen beziehungsweise gar nicht erst an das Herrchen heranzulassen. Bei dem Hund auf dem Foto kann es sich meines Erachtens sowohl um Jofie als auch um Lün Yu handeln. Ich tippe aber eher auf Lün Yu, denn Jofie starb im Januar 1937, und Freud hatte sich kurz darauf Lün Yu angeschafft.

Ich selbst hätte als Kind auch gern einen Hund gehabt, wenn auch keinen Chow-Chow, aber meine Mutter hatte kein Interesse an Hunden. Heute denke ich manchmal, sie wollte nicht, dass ein Hund zwischen uns stand. Ich hätte es wiederum sehr gern gehabt, wenn ein Hund zwischen uns gestanden hätte. Aber dem war nicht so. Zwischen mir und meiner Mutter stand weder ein Hund noch sonst etwas. Zwischen uns stand gar nichts. Kein Blatt passte zwischen mich und meine Mutter. Wobei auch das noch untertrieben ist. Und wenn es schon kein Hund sein durfte und auch keine Katze oder sonst irgendein Haustier, dann hätte ich mich notfalls auch mit einem Kuscheltier begnügt. Alle Kinder hatten doch ein Kuscheltier. Nur ich nicht. Ein Kuscheltier ist besser als nichts. Ein Kuscheltier hätte mir den Weg in die Welt erleichtert. Weil Kuscheltiere nicht nur zum Ankuscheln da sind, sondern auch als Wegbegleiter fungieren. Das bloße Ankuscheln bringt auf Dauer gar nichts. Man muss sich auch auf den Weg machen können. Und wenn man bestimmten psychoanalytischen Theorien glauben kann, dann sind Kuscheltiere die besten Begleiter auf diesem Weg, wobei besagte Theorien hier von sogenannten Übergangsobjekten sprechen, die eben den Übergang von der Mutter zur Welt ermöglichen sollen. Übergangsobjekt deshalb, weil das Kuscheltier nicht mehr die Mutter und noch nicht die Welt ist. Insofern sind vernachlässigte, in die Ecke geworfene oder sogar auf dem Müll landende Kuscheltiere eher ein gutes Zeichen. Wer sein Kuscheltier auf den

Müll schmeißt, der ist in der Welt angekommen. Auch wenn sich das jetzt ein bisschen grob anhört. Aber so ein Kuschtier besteht ja aus nichts als Stoff und Watte und zwei Glasaugen. Das darf man ruhig wegschmeißen, wenn es seine Funktion erfüllt hat. Man darf es natürlich auch in Ehren halten und ins Regal oder sonst wohin stellen, weil es einen an den gelungenen Übergang von der Mutter zur Welt erinnert. Nur kuscheln sollte man nicht mehr damit.

Noch besser ist aber, wenn man seine Teddybären und Stoffhunde irgendwann auch aus dem Regal räumt und stattdessen antike Figurinen und Statuetten dorthin stellt. So wie es Freud getan hat und auch die meisten Psychoanalytiker nach ihm. Das ist am besten. Das sind dann auch keine Übergangsobjekte mehr, sondern Objekte des Lernens und des Wissens. Und Repräsentanten von kultureller Erfahrung. Von guter und schlechter, wenn ich beispielsweise an die Sphinx denke, die ja eine Menschenverschlingerin war. Zu Zeiten des Ödipus. Und die jetzt eben eine Statuette auf dem Regal des Psychoanalytikers ist. Entmachtet. Keine Menschenverschlingerin mehr. Aber immer noch eine Erinnerung daran.

Normalerweise sind Vorräume ja keine schönen Orte. Aber im Vorraum des Psychoanalytikers fühlte ich mich damals mit meinem Indienbuch einigermaßen wohl und suchte sogar des Öfteren verfrüht die Praxis auf, um mehr Lesezeit im Vorraum verbringen zu können. Praktischerweise konnte man den Raum betreten, ohne dass die Tür eigens von jemandem geöffnet werden musste. Die Praxis befand sich in einer Charlottenburger Altbauwohnung, und der Klingelknopf war zugleich der Türöffner, so dass sich im Grunde jeder x-beliebige Passant im Vorraum des Arztes hätte niederlassen können. Aber wer hat schon Interesse daran, seine Freizeit im Vorraum

der Praxis eines Psychoanalytikers und Facharztes für Psychiatrie und Neurologie zu verbringen. Wer das tat, der saß zu Recht hier. Ich saß auch zu Recht hier, und ich genoss die Ruhe, die in dem Vorraum herrschte.

Ich bin damals also durch den Haupteingang zur Psychoanalyse gegangen und habe die Psychoanalyse durch den Dienstbotenaufgang wieder verlassen und mich darauf gefreut, irgendwann nicht nur im Sinn der Krankenkasse austerapiert zu sein, sondern auch im ganz persönlichen Sinn. Wobei ich dann mein Mutter Mutter Mutter vielleicht noch immer denken würde, aber es würde mich nicht mehr so quälen, wie es mich vor der Analyse gequält hatte. Glaubt man Sigmund Freud, dann hat die Psychoanalyse ja die Aufgabe, das neurotische Elend in ganz gewöhnliches Elend zu verwandeln. Und das neurotische Mutter Mutter Mutter in meinem Gehirn in ein ganz gewöhnliches Mutter Mutter Mutter. Falls so ein Mutter Mutter Mutter jemals ganz gewöhnlich sein konnte. Ich wusste es nicht. Ich bin einfach meiner Wege gegangen. Ich bin durch den schmiedeeisernen Haupteingang mit den steinernen Karyatiden darüber und über rote Treppenläufer in die Praxis des Psychoanalytikers gegangen und habe sie über den Dienstbotenaufgang und nackte Steinstufen wieder verlassen. Eigentlich hätte es umgekehrt sein müssen: Man kommt als Diener und geht als Herr. Als Herr seiner selbst. Aber dann hätte ich durch den Vorraum gehen und dem Patienten begegnen müssen, der nach mir dran war, so dass mir der Abgang über den Dienstbotenaufgang durchaus lieb war. Trotzdem hatten mich die Abschiede von dem Analytiker immer wehmütig gestimmt, als wären es Abschiede für immer. Was wahrscheinlich mit meiner Mutter zusammenhing und in Wahrheit ja nur für den letzten Abschied nach Abschluss der Analyse galt, der in der Tat als ein Abschied für im-

mer gedacht war und bei dem ich die Praxis nicht durch den Dienstbotenaufgang, sondern durch den Vordereingang verließ. Wobei ich dieses Mal von dem Analytiker bis an die Tür begleitet und nicht wie ein Patient, sondern eher wie ein Gast behandelt wurde. Er nahm sich sogar noch die Zeit, ein paar Minuten mit mir über meine Pläne zu plaudern, und ich sagte ihm damals, dass ich gern nach Indien reisen würde, was er mit Wohlwollen zur Kenntnis nahm. Dann gab er mir die Hand und wünschte alles Gute. Am liebsten hätte ich ihm nun auch noch erzählt, dass ich nicht nur nach Indien reisen wollte, sondern gern auch über Indien schreiben würde. Einen oder mehrere Indienartikel. Vielleicht sogar ein Indienbuch. Zumal Indien ja immer auch die Mutter-Thematik berührte, ob man wollte oder nicht, und dass mich vor allem Kalkutta interessierte, der Kali-Tempel mit der Göttin aus schwarzem Stein, die Verbrennungsstätten natürlich und vielleicht auch Mutter Teresa. Ich hätte nicht wenig Lust gehabt, hier auf der Türschwelle noch ausführlicher auf mein Interesse für Indien wie auch auf die Mutterthematik insgesamt zu sprechen zu kommen. Zugleich war ich aber so vernünftig beziehungsweise so gut durchanalysiert, dass ich sogleich spürte, dass ich aus dem Gespräch an der Praxistür keine neuerliche Therapiesitzung machen konnte und mir alles weitere Reden versagte, um dem Mann, der mir während so vieler Sitzungen immer geduldig zugehört hatte, nicht in der letzten Minute noch auf die Nerven zu gehen. Worauf er mich mit freundlichem Blick, und nicht ohne mir ein weiteres Mal alles Gute zu wünschen, in das Treppenhaus entließ.

Ich trat aus dem Haus, warf noch einen Abschiedsblick auf das Praxisschild und ging wie so oft Richtung Kurfürstendamm, um einen Spaziergang durch Charlottenburg zu machen. Wobei ich an diesem Tag am liebsten direkt ins Restau-